

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 49 (1978)
Heft: 3

Rubrik: Der alte Mensch im Heim

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der alte Mensch im Heim

Vier Vorträge und ein Podiumsgespräch zum Thema «Der alte Mensch im Heim» standen im Mittelpunkt der Tagung 77 für Altersheimleitung und Kaderpersonal, die am 8. und 9. November in Weinfelden stattfand. In Nummer 12/77 des Fachblatts wurde über den Verlauf der Tagung berichtet. In diesem Heft legen wir — mit freundlicher Zustimmung der Referenten — den Lesern die Ausführungen von Pfr. Dr. Giosch Albrecht, Zollikon, Lehrbeauftragter an der Universität Zürich, und von alt Gemeinderat Klaus Schädelin, Bern, im Wortlaut vor. Die Vorträge von Ernst Noam, St.-Légier, der um die Jahreswende einer schweren Krankheit erlegen ist, und von Dr. Cécile Ernst, Zürich, sowie die Textfassung des auf Tonband aufgezeichneten Podiumsgesprächs werden in einer der nächsten Fachblattnummern folgen.

Soziologische und sozialpsychologische Aspekte

Das Altersheim als Bestandteil eines sozialen Systems

Von Dr. G. Albrecht, Zollikon

Auf die Frage, was die Gesellschaft zusammenhalte, präsentiert der Soziologe in seiner Analyse Systeme und Subsysteme, Organisationen und Institutionen, die das Funktionieren einer Gesellschaft in einer konkreten Situation garantieren. Systeme und Subsysteme, Organisationen und Institutionen sind geformt und geprägt von Normen, Werten und Interessen, die die grundlegenden Elemente sozialen Lebens oder sozialen Handelns sind. Funktionierende Systeme sorgen für gesellschaftliche Kohäsion und Integration.

Altersheime gab es zu gewissen Zeiten und in gewissen Gesellschaften nur selten oder überhaupt nicht. Von dieser Feststellung her möchte ich vorschlagen, das Altersheim vorerst einmal als Bestandteil eines gesellschaftlichen Systems zu sehen, das selber Teil einer bestimmten gesellschaftlichen Struktur ist. Altersheime nun sind ein Element eines sozialen Fürsorgesystems, das soziale Integration betagter Menschen zu gewährleisten sucht. S. Lohmann definiert das Altersheim als «eine Einrichtung, in der alte Menschen, die zur Führung eines selbständigen Haushaltes nicht mehr imstande sind, voll versorgt und betreut werden» (1). Diese Definition stimmt nur teilweise, da die Unfähigkeit, selbständig einen Haushalt zu führen, nicht auf alle Altersheimbewohner zutrifft. Die Definition sagt implizit schon etwas aus über die Stellung der Betagten in einer Gesellschaft, wenn sie von «versorgt» und «betreut» spricht. Wie die Stellung der Betagten überhaupt ist auch die Notwendigkeit, die Art oder einfach die Existenz von Altersheimen in Abhängigkeit von konkreten gesellschaftlichen Strukturen zu sehen. Betrachten wir vorerst kurz die Stellung der Betagten in zwei verschiedenen Gesellschaftstypen, um daraus einige

Hinweise für die unterschiedliche Notwendigkeit von Altersheimen zu erhalten.

Stellung der Betagten in Abhängigkeit einer konkreten Gesellschaftsform

Wir wissen, dass der vorherrschende Gesellschaftstyp und die Zugänglichkeit zu bestimmten Ressourcen sowohl die Altersproblematik als auch die Stellung der Betagten bestimmen. Die Beachtung der Interdependenzverhältnisse gewisser gesellschaftlicher Elemente (zum Beispiel Interpendenz zwischen wirtschaftlichen Faktoren und Familienstruktur usw.) wird sowohl zum Verständnis der Entstehung des «Asylums» (oder Altersheims) als auch der Situation und des Wohlbefindens seiner Insassen einiges beitragen.

Stellung der Betagten in primitiven und traditionellen Gesellschaften

Die Geschichtsforschung hat gezeigt, dass, je weiter man in die Geschichte primitiver und einfacher menschlicher Gruppierungen zurückgeht, desto kleiner wird der feststellbare Anteil der Betagten an der Bevölkerungsstruktur. Der Mensch in primitiven Gesellschaften oder Gruppierungen lebte viel mehr in ökologischer Abhängigkeit. Ökologische Faktoren bestimmten und bestimmen vielfach auch seine Lebenschancen. Alte Menschen im heutigen Sinne kannte man nicht. Wenn Ethnologen in Darstellungen von Gerontokratien bei primitiven Stämmen von den «alten Männern» reden, so sind da vom Kalender her geprägte Altersvorstellungen

kaum zulässig. Wahrscheinlich waren andere biologische oder eventuell soziale Tatbestände ausschlaggebend, um zu den «Alten» gezählt zu werden.

Nun gilt es auch zu beachten, dass die Familiengemeinschaften in den erwähnten Gesellschaften Produktionsgemeinschaft war. Die Betagten hatten die Möglichkeit, in dieser Produktionsgemeinschaft zu bleiben und vielfach sogar ihre Führerrolle darin zu bewahren. Natürlich war sehr oft nur das «kräftige Alter» mit Prestige ausgestattet. Wenn die Alten hilflos und den anderen zur Last wurden, wurden sie vernachlässigt und starben oft alleingelassen. Gewisse primitive Gesellschaften verlangten sogar ihren Tod. Die Tatsache und die Art ihres Todes war dann wichtig. Sie wurden durch die Zusicherung belohnt, bis über den Tod hinaus Prestige zu besitzen. Selbst Stämme, die hohe Achtung für die Betagten zeigten, machten den Unterschied zwischen nützlicher Lebensperiode und der Zeit der Hilflosigkeit. Andere setzten ihre Betagten aus, aber nicht ohne sie, aus Angst vor den Göttern, mit Vorräten zu versorgen. Die vorhandenen Daten lassen nur wenig Zweifel aufkommen, dass das Vernachlässigen und Verlassen der Betagten ein häufiges Mittel war, um altersschwache Personen zu eliminieren.

Die Schlussfolgerungen, die Irving Rosow (2) aus einem Vergleich von etwa 100 nicht industriellen, zumeist primitiven, schriftunkundigen und ackerbau-treibenden Gesellschaften zieht, können wir wohl auch auf traditionelle, schriftkundige, ackerbau- und landwirtschaftstreibende Gesellschaften anwenden. Aus dem Vergleich ist festzustellen, dass die Situation der Betagten in den verglichenen Gesellschaften dann gut ist:

- 1 wenn die Alten über Privateigentum verfügen oder es zumindest kontrollieren, so dass die Jüngeren in ein Abhängigkeitsverhältnis geraten. Die Betagten bewahren so ihre Unabhängigkeit und erhalten die Möglichkeit, die Lebenschancen der Jüngeren zu bestimmen;
- 2 wenn die Alten über Erfahrungen verfügen, die ihnen strategisch bedeutsames Wissen verschaffen bis hin zum Monopol darüber. Dies ist besonders in schriftlosen Kulturen der Fall, in denen Tradition durch die Alten gewährleistet wird. Da haben die Alten die Möglichkeit, den Wandel entweder zu unterbinden oder nach ihrem Dafürhalten zu steuern. Ihre Erfahrungen und Fähigkeiten erstrecken sich auf die verschiedensten Bereiche: berufliche Fertigkeiten, Bewahrung der Religion, Rituale, Kriegführung, Künste, Heilkünste, Ausbildung usw.;
- 3 wenn der Verwandtschaft eine besondere Bedeutung zukommt und die Grossfamilie vorherrscht, was gleichzeitig zu institutionalisierten Verpflichtungen den Alten gegenüber führt;
- 4 wenn die Bevölkerung der einzelnen Gemeinschaften in ziemlich kleinen und stabilen Gemeinden wohnt;
- 5 wenn die in den Gemeinden dominierenden Werte eher religiöser als weltlicher Art und Herkunft sind;

- 6 wenn die Gemeindestruktur ziemlich klar gegliedert ist mit formaler Altersstufung und der eindeutigen Zuschreibung bestimmter Rollen für bestimmte Altersgruppen;
- 7 wenn so gut wie alle Kontakte persönlicher Art sind (also Primärkontakte);
- 8 wenn die Rollendifferenzierung nicht zu weit fortgeschritten ist und kaum räumliche Trennungen vorkommen, wie dies in modernen Gesellschaften der Fall ist (Trennung von Familiengemeinschaft und Arbeitsplatz/Mobilität);
- 9 wenn Armut und Kampf ums Überleben vorherrschen (vergleiche auch die Bedeutung der Alten in Kriegszeiten und Katastrophensituationen selbst in modernen Gesellschaften. Jede Hand wird gebraucht, wo die Maschinen nicht mehr ausreichen!);
- 10 wenn gegenseitige Hilfe die Gesellschaft stärker bestimmt (Solidarität ausgeprägt ist), was bei primitiver Arbeitsteilung eher möglich und funktionsnotwendig ist.

Die Bedeutung der älteren Menschen war so, dass eine Absonderung für die gesellschaftlichen Gruppierungen und nicht in erster Linie für die Betagten selber nachteilig gewesen wäre.

Heime entsprachen nie oder nur in besonders seltenen Fällen einem Bedürfnis!

Stellung der Betagten in der modernen Industriegesellschaft

Wie wir sahen, scheinen agrarische und stabile (einfachere) Gesellschaften der Fähigkeiten und der Arbeitskraft der Alten ganz anders sich bedient zu haben — wenn auch zur Vorsicht vor Idealisierung gemahnt werden muss —, so dass die kleine Zahl der Betagten in solchen Kulturen in höherem Masse integriert waren. Nach Rosows Ausführungen gilt dies selbst in gleicher Weise bei gewissen Minoritäten der USA. Wenn Landbesitz vorhanden ist, wenn man in kleinen Gemeinden lebt und wenn eher ausgedehnte Verwandtschaftsbeziehungen vorherrschen, wenn man der ungelerten Arbeitskraft angehört, scheint es den Betagten in jenen Minoritäten besser zu gehen. Eine Veränderung der oben genannten Faktoren verändert ebenfalls die Position der Alten. Industrialisierung und Technisierung haben jenen Wandel vorangetrieben. Ländliche Lebensstile nahmen städtische, moderne Züge an. Wo früher «Alter» noch irgendwie als Ordnungsprinzip galt, sind nun mit zunehmender gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Differenzierung andere zusätzliche Ordnungsprinzipien aufgetreten.

Neue gesellschaftliche Bedürfnisse erforderten wirtschaftliche Veränderungen, wirtschaftliche Veränderungen verursachten Besitzverlagerungen, komplexere Arbeitsteilung, neue Rollen- und Funktionszuweisungen. Das Privateigentum befindet sich nicht mehr vorwiegend in den Händen der Alten. Das Wissen beruht auf formaler Ausbildung, ist nicht

mehr Privileg der Alten. Immer mehr tendiert man dazu, die Alten eher als Hemmnis technischen Fortschrittes anzusehen. Sie werden so immer mehr und immer früher aus dem Produktionsprozess ausgeschaltet. Religiöse und traditionelle Bindungen sind für das praktische Leben nicht mehr von grosser Bedeutung. So ist die Verbindung zu den Ahnen durch die Alten kaum bedeutsam. Ebenso haben das Berufssystem und die regionale Mobilität die Bedeutung des Familien- und Verwandtschaftssystems verändert. Die Verantwortung der Familie gegenüber den Alten hat zum Teil abgenommen und wird notfalls an staatliche oder andere Institutionen delegiert. Die Abhängigkeit der vorindustriellen Gesellschaft gibt es nicht mehr oder ist zumindestens seltener geworden.

Die geschwächte Gruppensolidarität hat negative Folgen für die Betagten. Das Ansehen des älteren Menschen verminderte sich, wenn nicht in der Anstandslehre, so doch in der Praxis. Die früheren sinn- und bedeutungserfüllten Rollen, die der ältere Mensch innehatte, wurden ihm genommen, jedoch nicht ersetzt. Während die Betagten in vorindustriellen Gesellschaften zum Zeitpunkt, da sie schwächer wurden, in sekundären ökonomischen Funktionen, wie Arbeit auf dem Feld, im Hause, in der Ausübung ritualistischer Dienste, Hilfe in der Krankheit usw., sich beteiligen konnten, finden sie nicht mehr die gleichen Möglichkeiten in einer komplexeren Gesellschaft. Die Spezialisierung ist so gross, dass meistens nur jugendliche Konkurrenten Schritt halten können. Die Beteiligung der Betagten wird höchstens zu einem Zeitvertreib, der kein Prestige, keine soziale Anerkennung und Wertschätzung garantiert. Der Betagte verliert seine Bindungen an die Arbeitswelt und Familie und wird in eine randgruppenähnliche Existenz abgeschoben. In seinem Artikel über «Randgruppen in der modernen Gesellschaft» spricht Friedrich Fürstenberg (3) von der «Zerstörung der soziokulturellen Persönlichkeit».

Da der bevölkerungsmässige Anteil der Betagten sehr stark stieg, wurden Fragen des Wohnraumes immer vordergründiger. Die durch die moderne Planung angebotenen Wohnungsgrössen und die entsprechenden Mietzinsen schufen für nicht mehr verdienende Rentner eine problematische Situation. Ebenso beeinflussten sie bis vor kurzem zumindestens die sozialpolitischen Massnahmen einseitig. Das Heim wurde notwendig, und es ist nicht in jeder, aber doch in mancher Hinsicht noch notwendig. Sowohl das Heim wie der Mensch im Heim kann nur vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund gesehen werden. Das Heim ist Produkt dieser ganz konkreten Gesellschaft und wird sich (oder sollte sich) verändern in dem Masse, als diese Gesellschaft sich verändert. Es dient einer gesellschaftlichen Integrationsfunktion, kann aber auch echte Desintegration fördern, wenn es sich sozial isoliert.

Das Bild vom Heim kommt nicht in erster Linie aus dem Heim, sondern aus der Gesellschaft. Die Einstellung zum Betagten überhaupt spiegelt sich auch in der Einstellung zum Heim. Eintritt ins Altersheim bedeutet für Betagte vorerst oft Bestätigung all der

Altersstereotype, die in der Gesellschaft erfahrbar waren. Die gesellschaftliche Einstellung zum Heim bleibt nicht ohne Einfluss auf das tatsächliche Wohlbefinden des Betagten im Heim.

Einstellung zum Altersheim und Gründe zum Uebertritt

Zahlreiche Studien haben eine überwiegend negative Einstellung zu einem Uebertritt ins Altersheim dargelegt (4). Das Wort «Asyl», aber auch das Wort «Altersheim» provoziert Angst und Ablehnung. Es gibt historische und psychologische Gründe für die mehrheitlich negative Einstellung. In der Geschichte der Altenhilfe waren Einrichtungen für Alte vorerst einmal zugleich Einrichtungen für Arme. Das Altersheim war um 1900 und in manchen Gegenden bis vor kurzem noch zugleich das Armenhaus. In einigen Gegenden und Ländern wurde bis 1919 den Hilfsbedürftigen das Wahlrecht, bei der Aufnahme in ein Heim sogar die Rente entzogen. «Die überaus strengen Hausordnungen der kasernenartigen Armen- und Arbeitshäuser, in denen auch Alte zur Arbeit gezwungen wurden, setzten sich bis ins 20. Jahrhundert fort.» (Hannelore Narr S. 101)

Diese historischen Relikte prägen heute noch die negative Einstellung zum Heim. In einer Studie über die Einstellung zur Uebersiedlung in ein Altenheim stellte Ursula Lehr fest: Nur 2,8 Prozent der befragten über Sechzigjährigen hatten sich im Hinblick auf eine mögliche Heimübersiedlung bereits konkrete Gedanken gemacht. Die generelle Bereitschaft, «irgendwann einmal» in einem Altersheim zu wohnen, war bei den 70—75jährigen Frauen am stärksten. Bei den gleichaltrigen Männern stiess der Gedanke an Heimübersiedlung auf stärkste Ablehnung. Ueber 70jährige Männer wandten sich entschieden stärker als 60—65jährige Männer und Frauen gegen jedes Wohnen im Altersheim. Die Bereitschaft, zu den Kindern zu ziehen, erwies sich bei allen in der Studie verglichenen Gruppen als noch geringer. Interessant ist, dass jene Betagten, deren Gesundheit vom Arzt als besser beurteilt wurde, eher zum Heimeintritt bereit waren; jene, deren Gesundheitszustand als schlechter beurteilt wurde, lehnten den Gedanken an einen Uebertritt am heftigsten ab.

Für die in der Studie festgestellte negative Einstellung können nach Lehr folgende *drei Momente verantwortlich* gemacht werden:

a) Der Umzug ins Altersheim wird als etwas «Endgültiges» empfunden. Es wird als die unwiderruflich «letzte Station» des Lebens gesehen. Ein Zitat aus einer amerikanischen Untersuchung weist ebenfalls darauf hin: «Das Altersheim wird in der Öffentlichkeit zumeist als eine Abstellhalle gesehen, ein Speicher, wo man alte Leute stapelt, bis sie tot sind» (Arbeitsgruppe Bonn 1971, S. 109, zit. nach Fischer 1976, S. 1). Mit dem Eintritt ins Heim wird der Abbruch von bisherigen lieb gewordenen Beziehungen assoziiert. Man hat Angst vor einer aufgezwungenen Reglementierung und Schematisierung des eigenen Lebensstiles, Angst vor dem Selbstverlust. Man ist

erst dann bereit, in ein Heim überzusiedeln, wenn man völlig auf fremde Hilfe angewiesen ist, «wenn es nicht anders geht». Dieses Warten bis zum letzten Moment findet sich bei Männern häufiger als bei Frauen. Von daher kann man auch verstehen, dass das Selbstbild der Männer, die den «Endgültigkeitscharakter» des Heimes mehr empfinden als Frauen, stärker erschüttert wird. Die Pflegebedürftigkeit scheint dann auch ein ausschlaggebender angenommener Grund für die Uebersiedlung zu sein, gefolgt von dem «Kindern nicht zur Last fallen», worin auch ein Bestreben des «Unabhängig-sein-wollens» zum Ausdruck kommt (5). In meiner explorativen Studie zur Situation der Betagten einer Region Graubündens (einer ländlichen Gegend) stand die Angst, in einer konkreten Notsituation allein dazustehen, als Grund für die Uebersiedlung ins Altersheim an vorderster Stelle (6).

b) Einen weiteren Beitrag zur negativen Einstellung zum Heim trägt die Angst vor den Reden der Leute dar. Man befürchtet, dass die «Versorgung» eines Familienmitgliedes ins Altersheim als Ausdruck familiärer Spannungen gedeutet werden könnte. Die Untersuchungen von Lehr zeigen aber deutlich, dass gerade jene Betagten, die den engsten Kontakt zu den Kindern haben und am meisten mit ihrer Elternrolle und Grosselternrolle zufrieden sind, am positivsten dem Altenheim gegenüber eingestellt sind. Es ist also nicht so, dass nur derjenige ins Heim zieht, der unter schlechten Familienverhältnissen zu leiden hat.

c) Das alte Bild des «Altenasyls» prägt heut die Einstellung zum Heim sehr stark. Das Heim wird noch zu sehr gesehen als Einrichtung für Sozial-Minderbemittelte. Der alte Mensch im Heim erscheint so als bemitleidenswertes, finanziell schwaches Wesen, ohne soziale Beziehungen, von geringem Selbstwertgefühl, hilflos und gebrechlich (Lehr S. 347).

Das vielfach vorhandene Altersheimbild erschwert so eine spätere Anpassung an die Heimsituation. Nur objektive Information kann den Vorurteilen dem Altersheim gegenüber entgegenwirken. So kann auch festgestellt werden, dass wesentlich geringere Spannungen beim Heimübertritt bei jenen Betagten sich zeigen, die vor dem Uebertritt sich durch Information ein Bild über Heim und Heimleben gemacht hatten. Natürlich kann auch die Freiwilligkeit des Uebertrittes die grössere Rolle für die spätere Anpassungsfähigkeit spielen. Die antizipatorische Vorstellung der kommenden Lebenslage scheint eine echte Anpassungshilfe zu sein. Das Gelingen der Anpassung hängt jedoch auch von anderen Faktoren ab: Die bisherige Lebenssituation, Zufriedenheit mit dem bisherigen Schicksal, das Gefühl, seine Ziele erreicht zu haben, Intelligenz, Aktivitätsgrad, Gesundheitszustand usw. spielen dabei eine grosse Rolle. Verschiedene Studien haben gezeigt, dass «Personen mit starker sozialer Kontaktfähigkeit, die auch schon vor der Heimaufnahme in stärkerem Masse soziale Kontakte pflegten, sich schneller an das Heimleben gewöhnen konnten und ihre grössere Zufriedenheit kundtaten als jene Personen, deren generelle Kontaktschwierigkeit auch schon im früheren Lebensalter hervortrat» (Lehr 348).

Das Heim als eigenständiges System

Im ersten Teil haben wir das Altersheim als eine Art Subsystem eines übergeordneten Systems unserer gesellschaftlichen Struktur angesehen. Diese Situation ermöglicht uns eine objektivere Beurteilung der Situation der Betagten im Heim, da das Altersheim in einem interdependenten Verhältnis gesehen wird, das die Lebensqualität im Heim sehr stark beeinflusst.

Wir können nun andererseits das Altersheim auch als selbständiges System sehen, in dem eine eigene Struktur, Systeme und Subsysteme existieren. So herrschen im Heim Normen und Wertvorstellungen, die sowohl die innere Struktur als auch das soziale Handeln des Heimbewohners bestimmen und die von Heim zu Heim verschieden sein können. Es gibt Kommunikation und Interaktion. Es laufen gruppendynamische Prozesse. Es gibt unterschiedliche Rollen, unterschiedliche Statuspositionen, es gibt Konflikte und soziale Kontrolle. Obwohl das Altersheim «mitten in dieser Welt steht», das heisst nicht unabhängig von der umgebenden Gesellschaft, sondern als ihr Produkt existiert, scheint es manchmal in seiner Eigenständigkeit und Abgeschlossenheit nicht «von dieser Welt zu sein». Letztere Tatsache mag bedingt sein durch bestehende Heimordnungen oder durch die konkreten Beziehungen zwischen den Heimbewohnern untereinander als auch zwischen den Heimbewohnern und der Heimleitung. Im folgenden kann ich natürlich nicht auf alle Zusammenhänge eingehen, die das Altersheim als eigenständiges System betreffen. Einige Elemente jenes Systems kennen Sie aus Ihrer praktischen Erfahrung. Ich wähle nur einige Punkte aus, die man — meiner Meinung nach — in Zukunft intensiver studieren und erforschen müsste.

Altersheim als «totale Institution»

Der Begriff «totale Institution» wurde von Erving Goffman geprägt. Goffman geht davon aus, dass jede Institution einen Teil der Zeit und der Interessen ihrer Mitglieder in Anspruch nehmen und für sie eine Art «Welt-für-sich» darstelle. «Institutionen sind tendenziell allumfassend» (7).

Dieser allumfassende oder totale Charakter wird symbolisiert durch Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Aussenwelt.

In der modernen Gesellschaft gibt es eine soziale Ordnung, nach der der einzelne an verschiedenen Orten arbeitet, spielt, isst, schläft usw. Das zentrale Merkmal «totaler Institutionen» besteht nun nach Goffman eben darin, dass die Schranken, die normalerweise diese Lebensbereiche trennen, aufgehoben werden. Präzisiert heisst das, dass alle Angelegenheiten des Lebens an ein und derselben Stelle unter ein und derselben Autorität stattfinden; dass alle Mitglieder der Institution alle Phasen ihrer täglichen Arbeit oder täglichen Freizeit in unmittelbarer Gesellschaft einer grossen Gruppe von Schicksalsgenossen ausführen, wobei allen die gleiche Behand-

VSA

Kurs für
Heimleiter, Anwarter und Kommissionsmitglieder

Die unmögliche Rolle des Heimleiters

Der Heimleiter als Drehpunkt von Konflikten
zwischen Heim — Kommission — Oeffentlichkeit

Kursziel: Ausgehend von einem Planspiel sollen vor allem ethische, soziologische, rechtliche und politische Aspekte des Umgangs mit dem Konflikt behandelt werden. Der Kurs befasst sich also nicht mit der Konfliktvermeidung, sondern vielmehr mit Fragen des Umgangs mit dem gegebenen Konflikt. Kurzformel: Wie mit der Bombe leben?

Kursleitung: Dr. H. Sattler, Dr. H. Bollinger
Zeitpunkt: 23. Juni 1978, 14.30—17.00 Uhr
24. Juni 1978, 09.00—17.00 Uhr
Ort: Kirchgemeindehaus Hottingen, Asylstrasse 32, 8032 Zürich
Kurskosten: **Fr. 70.—** für Teilnehmer, deren Heim Mitglied des VSA ist.
Fr. 90.— für Teilnehmer, deren Heim **nicht** VSA-Mitglied ist.

Anmeldung

bis 31. Mai 1978 an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

Name, Vorname: _____

Adresse, Telephon: _____

Name des Heims: _____

Ist das Heim Mitglied des VSA? ☐ Ja ☐ Nein

lung zuteil wird; dass alle Phasen des Tages exakt vorgeplant sind; dass die erzwungenen Tätigkeiten, die in einem rationalen Plan vereinigt sind, dazu dienen, die offiziellen Ziele der Institution zu erreichen.

In der «totalen Institution» gibt es eine totale Trennung zwischen den sogenannten «Insassen» und dem Personal. Die «Insassen» «sitzen» in der Institution und haben nur wenig Kontak zur Aussenwelt. Das Personal hält sich in der Regel nur während der Arbeitszeit in der Institution auf und ist sozial in die Aussenwelt integriert. Diese Tatsache hat ganz eigen-artige soziale Beziehungen zur Folge, die die Persönlichkeitsstruktur der Heimbewohner beeinflussen. Die Schranke, die die «Insassen» von der Aussenwelt trennt, ist ein Indiz seiner beschränkten Möglichkeit, über sich selbst zu bestimmen. Vielfach stellen empirische Untersuchungen fest, «dass in Altersheimen und Pflegeheimen die ‚Verwahrung‘ der Bewohner, deren Beaufsichtigung und Kontrolle im Vordergrund stehen, während die Therapie mit dem Ziel der Erhaltung bzw. Wiederherstellung der Selbständigkeit der Heimbewohner nur eine untergeordnete Rolle spielt» (8). Der Heimbewohner lebt in der Spannung zwischen dem Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit einerseits und dem Bedürfnis nach autonomer Lebensgestaltung andererseits. Es stehen nicht selten Heimautorität (mit der Heimordnung, die einen reibungslosen Ablauf des Heimbetriebes garantiert) und Heimbewohner mit seinen Autonomiewünschen in einem spannungsreichen Verhältnis. Die mehr oder minder passive Hinnahme der Anordnung der Heimautoritäten führt zu einer Bestätigung des Stereotyps von der Entscheidungsmündigkeit des Heimbewohners bei Heimleitung und Heimpersonal (Anthes S. 436). Der Konflikt zwischen dem freien Wohnen zuhause und den Reglementierungen in einer Institution kann so stark werden, dass grosse Anpassungsprobleme auftreten, die sich in Depression und Resignation bemerkbar machen. Die sogenannte gelungene Anpassung oder Integration im Heim ist nicht selten mit sozialem Druck und Zwang verbunden, was eben oft eine Beschädigung des Selbstwertgefühls nach sich zieht.

Der Neueintretende kommt mit einem ganz bestimmten Bild seiner selbst, das in sozialen Beziehungen vor dem Heimeintritt geformt wurde. «Er durchläuft nun», meint Goffman, «eine Reihe von Erniedrigungen, Degradierungen, Demütigungen und Entwürdigungen seines Ichs». Goffman hat da natürlich ganz bestimmte Institutionen vor Augen, bei denen dies in aller Schärfe zutrifft.

Bei jenen, die er als «harmlos» bezeichnet, wären wohl jene von ihm verwendeten Bezeichnungen mit Vorsicht anzuwenden. Es wird unbestreitbar sein, dass gewisse Heimstrukturen, auch der «harmlosen» Institutionen — vor allem der traditionellen —, jene Störung des Selbstwertgefühls eher fördern. Umgekehrt ist aber auch zuzugeben, dass das Individuum in Einzelfällen durch gegebene Heimstrukturen und Interaktionen sein Selbstwertgefühl wieder gewinnt, vor allem dann, wenn die Degradierungen vor dem Heimeintritt grösser waren. Natürlich entspricht

diese dies ermöglichende Heimstruktur dann nicht mehr dem, was Goffman unter «totaler Institution» versteht.

Allerdings kann man immer wieder verfeinerte Formen jener Degradierungen auch in sogenannten «menschlicheren» modernen Heimen finden. Sie können bereits beim Eintrittsritual zum Ausdruck kommen, bei dem der Neueintretende vielfach, zumindest teilweise, seine persönliche Habe verliert, mit der er emotionell verbunden war. Auch weisen jene Gründe, die gegen eine Heimübersiedlung vorgebracht werden, auf eine gewisse Angst vor gewissen Eigenschaften der «totalen Institution» hin, die sich vielfach in der Hausordnung widerspiegeln!

Die Heimordnung und ihre schlechten Dienste

Dieser Titel möchte nicht die Notwendigkeit einer Heim- oder Hausordnung in Frage stellen. Er möchte nur darauf hinweisen, dass Heimordnungen unter Umständen eine — um einen Ausdruck des amerikanischen Soziologen Robert Merton zu gebrauchen — eine «selffulfilling-prophecy»-Wirkung haben können und oft tatsächlich haben. Schon papierene Hausordnungen und Reglementierungen können die negative Einstellung zum Altersheim schon vor der Uebersiedlung fördern und verstärken. Je nach Handhabung realisieren sie die «totale Institution» mit all den negativen Folgen für die Lebensqualität der Heiminsassen. Die in den Hausordnungen enthaltenen Normen haben prägende Funktion. Sie dienen als Ausgangspunkt beim Erlernen der neuen Rolle des Heimbewohners. In sehr vielen Fällen bildet die Hausordnung einen integralen Bestandteil des Heimvertrages. Man anerkennt sie durch die Unterzeichnung des Vertrages. Inwieweit bedeutet jene Unterzeichnung Autonomieverlust für den Betagten im Heim?

Bei meinen folgenden Ueberlegungen stütze ich mich auf eine Untersuchung von Jochen Anthes «Zur Organisationsstruktur des Altenheims». Ziel der Untersuchung war es, «die in den Hausordnungen enthaltenen Normen und Reglementierungen und Sanktionen zu analysieren, die die Beziehungen der Heimbewohner zur Heimleitung, Heimpersonal, Mitbewohnern und zur Aussenwelt strukturieren (Anthes S. 436)». Es wurden 526 Hausordnungen analysiert.

Das offizielle Ziel der Institution «Altersheim»

Zu den deklarierten Zielen dieser Institution gehört nicht nur die Befriedigung physischer, sondern auch jene psychischer und sozialer Bedürfnisse. In der überwiegenden Mehrheit der Hausordnungen wird das Heim als eine «Gemeinschaft von Heimbewohnern, Heimleitung, Pflege- und Hauspersonal» dargestellt. 46,6 Prozent der analysierten Hausordnungen beinhalten darum auch eine Aufforderung zur Pflege der «Heimgemeinschaft». Hausordnungen, in denen eine Balance zwischen dem Anspruch des

Heimbewohners auf Entscheidungs- und Bewegungsfreiheit und einem für das Zusammenleben in der Institution notwendigen Minimum an Regeln angestrebt wird, sind jedoch selten», stellt Anthes fest. Eine erhebliche Störung der Hausordnung wird mit negativen Sanktionen bedroht.

Position von Heimleitung und Heimpersonal in der Hausordnung

Die Struktur der Interaktionen zwischen Heimleitung und Heimbewohnern ist stark hierarchisch geprägt. Der Heimbewohner hat sich unterzuordnen. Die Heimleitung hat die Aufsicht über das ganze Haus. Aufsicht bedeutet Ueberwachung, Regelung und Interpretation der Heimordnung, letzteres besonders da, wo die Verhaltensregelungen nicht eindeutig bestimmt sind. Der Heimbewohner ist verpflichtet, «den Anordnungen und Hinweisen der Leitung nachzukommen», ihnen «willig», «stets», «auf alle Fälle», «unbedingt» zu gehorchen (Anthes 439). Natürlich dienen diese Anordnungen nicht der Institution, sondern den Interessen der Heimbewohner. Die Heimleitung ist ebenfalls erste Instanz zur Erteilung negativer Sanktionen. Als formelle Sanktionen werden in 37,6 Prozent der Heimordnungen die fristlose Kündigung genannt, nur bei 5,1 Prozent eine Sanktionsabstufung: Verweis — Tadel — Kündigung.

«Die Kündigung», so meint Anthes, «als härteste Sanktion, die aber zugleich am seltensten eingesetzt wird, ist in erster Linie als Sanktionspotential in den Händen der Heimleitung zu betrachten. Unter Berücksichtigung der sozialen Situation des Heimbewohners dürfte schon die Existenz eines solchen Potentials Verhaltenskonformität erzwingen ...», vor allem darum, weil infolge des aufgelösten ehemaligen Haushalts dem Heimbewohner keine Wohnalternativen geboten sind.

Position des Heimbewohners in der Hausordnung

Die Position des Heimbewohners in den Hausordnungen ist eine untergeordnete. Gehorsam wird verlangt zur Erhaltung der Hausgemeinschaft. Weite Phasen des Tagesablaufes sind der Eigenbestimmung entzogen. Zeiten und mögliche Aktivitäten werden vielfach fremdbestimmt. Dabei sind mehr die Beschäftigungszeiten des Personals als der gewohnte Lebensrhythmus des Heimbewohners ausschlaggebend. Zusätzlich zum Verlust der Selbstbestimmung kommt noch weitgehend auch der Verlust einer gewissen Privatsphäre. Schutz und Unverletzlichkeit eines bestimmten Wohnraums ist Gewohnheitsrecht oder sogar in sehr vielen Gesellschaften verfassungsrechtlich verankert. In den untersuchten Hausordnungen kann nur in 9,7 Prozent von einer relativen Autonomie bezüglich des Bewohnerzimmers gesprochen werden. In 30,2 Prozent der Hausordnungen wird der Heimleitung die Befugnis zugestanden, sich jederzeit Zugang zu den Bewohnerzimmern zu verschaffen.

Die Beziehungen des Heimbewohners zur Aussenwelt

Ausgang und soziale Kontakte nach aussen sind oft durch festgelegte Tagesablaufzeiten determiniert. Bei ganztägiger Abwesenheit und geplanter später Heimkehr unterliegt der Heimbewohner einschränkenden Bestimmungen. Nur in 17,1 Prozent der Fälle verfügt er über einen eigenen Hausschlüssel. Nur 11,8 Prozent kennen keine Sonderbeschränkungen. Bei 40,5 Prozent der Hausordnungen ist eine verspätete Rückkehr an die vorherige Information der Heimautoritäten gebunden. Bei 23,4 Prozent wird der abendliche Ausgang an die Erlaubnis der Heimleitung gebunden oder sogar untersagt. Hinsichtlich der Regelung der Besuchszeiten kann man feststellen, dass ein Drittel aller Hausordnungen die Besuchszeiten auf drei Stunden im Tag begrenzt.

Integration durch soziale Zugänglichkeit

Integration ist nicht nur organisationelle Ordnung. Für geistige Wesen geschieht sie durch die Möglichkeit, die dem Menschen gegeben ist, sich selber zu sein. Die Gruppe, in die ich integriert werden soll, darf nicht sosehr ihre Stärke als vielmehr ihre Zugänglichkeit zeigen.

Wichtige, anstrebenswerte Eigenschaften eines Gegenübers können auch entmutigend wirken. Respekts- und Fügsamkeitsbezeugungen einem anderen gegenüber können das eigene Selbstbewusstsein untergraben, das heisst das eigene Selbstbild, das man in Interaktion mit dem anderen zu entwerfen versucht hatte, zerstören. Das Bedürfnis nach sozialer Anlehnung nimmt zu. Wenn unter diesen Umständen für Integration gesorgt werden soll, muss der «Stärkere» einen Beweis seiner Zugänglichkeit erbringen, das heisst Bereitschaft zeigen, den «Schwächeren» zu akzeptieren. Der «Stärkere» zeigt dadurch seine Bereitschaft, den Anspruch auf eine monopolistische übergeordnete Stellung aufzugeben. Dadurch entstehen Bande gegenseitiger Anziehung. Der Stärkere leistet hier einen Beitrag zur sozialen Integration.

Vom Betagten her gesehen, spielt die Gesellschaft die Rolle des «Stärkeren». Die Vorteile, die sie zu bieten hat, machen sie attraktiver. Das Nachlassen der Konkurrenzfähigkeit im Alter erhöht die tatsächliche soziale Abhängigkeit, intensiviert aber vor allem das Abhängigkeitsgefühl und das Bedürfnis nach sozialer Anlehnung. Das Selbstbild wird im Alter getrübt oder in Frage gestellt. Will die Gesellschaft für die Integration ihrer Mitglieder, somit auch für die eigene Integration, sorgen, so muss sie ihre Zugänglichkeit beweisen, das heisst, sie muss allen ihren Individuen eine Chance geben. Der Schwächere bewahrt so das Gefühl, ebenso attraktiv zu sein, das heisst sein Selbstbild, und ist so fähig und bereit, sich mit seiner Umgebung, die ihm das ermöglicht, zu identifizieren. Denn, «es ist im wesentlichen die Erfahrung affektiver Beziehungen

und sozialer Anerkennung, die für eine positive Balance des Lebensgefühls entscheidend ist» (9).

Literaturhinweis

- 1 S. Lohmann, *Ältere Menschen in Altersunterkünften* in: A. Strömer (Hrsg.), *Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für Gerontologie*, Darmstadt 1970, Bd. 3, S. 305 ff.
- 2 Irving Rosow, *Old Age: One Moral Dilemma of an affluent Society*, in: *The Gerontologist* 1962, 2, 182–191.
- 3 Friedrich Fürstenberg, *Randgruppen in der modernen Gesellschaft*, in: *Soziale Welt* 1965, 16, S. 239.
- 4 Ursula Lehr, *Institutionalisierung älterer Menschen als psychologisches Problem — Ergebnisse der empirischen Forschung*, in: A. Strömer (Hrsg.), *Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für Gerontologie*, Darmstadt 1970, Bd. 3, S. 344 ff.
Hannelore Narr, *Soziale Probleme des Alters*, Stuttgart 1976, S. 101.
Lorenz Fischer, *Die Institutionalisierung alter Menschen*, Köln 1976, S. 1 ff.
- 5 Hans Dieter Schneider, *Aspekte des Alterns — Ergebnisse sozialpsychologischer Forschung*, Fischer Athenäum, Frankfurt a. M. 1974, S. 151 ff.
- 5 Ursula Lehr, *Psychologie des Alterns*, Heidelberg 1972, S. 444.
- 6 Giosch Albrecht, *Soziokultureller Wandel und soziale Integration der Betagten*, Zürich (Eigenverlag) 1976, S. 559.
- 7 Erving Goffmann, *Asyle* (aus dem Amerikanischen übersetzt von Nils Lindquist), Frankfurt a. M. 1972, S. 15.
- 8 Jochen Anthes, *Zur Organisationsstruktur des Altenheims*, in: *Zeitschrift für Gerontologie* 1975, 8, 6, S. 435.
- 9 Gerhard Schmidtchen, *Der Aufbruch ins Glück — Qualität des Lebens als Problem sozialer Motivation*, in: Hermann-Josef Nachtwey, *Lebensqualität — Von der Hoffnung Mensch zu sein*, herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen, Verlag Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbeck, Köln 1974, S. 123.

Adresse des Verfassers:

Pfr. Dr. G. Albrecht, 8702 Zollikon

Anthropologische Aspekte

Schnaken und Schrullen sind Bestandteil des Menschseins

Von Klaus Schädelin, Bern

Einen gesprochenen Vortrag im nachhinein schriftlich niederzulegen, ist zweifach penibel: Um des Anstandes willen muss man gesagte Dummheiten streichen, und um der Wahrheit willen darf man sie nicht durch ausgeklügelte Einfälle ersetzen. Im übrigen hat die Tagungsleitung ohne böse Absicht das ganze von vornherein verpfuscht: Ich soll anthropologische Aspekte behandeln.

Was ist Anthropologie?

Das Lexikon von Meyer sagt, sie sei «die Lehre von der körperlichen und psychischen Natur des Menschen, und von der Wechselwirkung der menschlichen Naturen aufeinander». Die psychische Natur ist nun aber Thema des dritten Referates — und die Wechselwirkung ist Sache des ersten gewesen. Verbleibt mir also die körperliche Natur des alten Menschen im Heim — gewissermassen der menschliche Magen—Darm-Trakt samt dem, was ihn umschlingt und aufrecht erhält. Doch ehe ich mich diesem Gebilde zuwende, gebe ich Ihnen zu bedenken, dass die neuere Anthropologie lehrt, der Mensch sei nach Leib, Seele, Geist samt seinen sozialen Bezügen eine untrennbare Einheit, und um diesem Menschen nicht ungerecht zu werden, muss ich seinen Magen—Darm-Trakt in die zweite Hälfte des Referats verweisen und einiges vom ganzen Menschen sagen, der in einem Heim leben muss.

Leider lässt sich aus der Anthropologie kaum ein Modell des idealen Altersheims ableiten. Der Zoologe mit seiner Verhaltensforschung kann Ihnen für seine Schützlinge ziemlich genau sagen, in welcher Art von Stall und Gehege sich eine bestimmte Tiergattung wohlfühlt. Denn so gross die Mannigfaltigkeit des Tierreichs ist, so festgelegt, so starr vorge-

geben in der Erbmasse sind die Verhaltensmuster in einer bestimmten Lebenssituation. Wohl gibt es neurotische, scheue, aggressive, verängstigte und verwöhnte Hunde. Doch haben sie auf bestimmte äussere Reize hin keine unbeschränkte Wahl von Reaktionen, und darum lässt sich aufgrund von Forschungsergebnissen leicht definieren, in welcher Umgebung, unter welchen Lebensbedingungen ein Tier glücklich sein kann.

Unendlich schwieriger ist es, ein Modell für optimale Lebensbedingungen des Menschen zu schaffen, denn die Verhaltensmuster und die Möglichkeiten des Menschen sind Legion. Wenn wir ihm zubilligen, Gott habe ihm die Freiheit des Willens geschenkt, und selbst wenn wir ihm einschränkend nur eine gewisse Bandbreite solcher Freiheit zugestehen, so müssen wir, was sein Verhalten, Wünschen und Wohlbefinden betrifft, mit einer fast unendlich vielfältigen Kombination von Vorbedingungen rechnen, deren es bedarf, um jedem einzelnen glückliche alte Tage zu bereiten. Aus der Summe der menschlichen Wünsche, Möglichkeiten, Erwartungen, Bedürfnisse, Hoffnungen, Ängste, Freuden, Interessen, Spannungen und Schrullen ergibt sich nicht *ein* Modell für das gute Altersheim. — Und weil die Berücksichtigung der menschlichen Individualitäten fast ratlos macht, hat man sich allzulange — und erst noch falsch — an die vermeintlich einfachen biologischen Gegebenheiten des Altwerdens gehalten und die Heimprojekte nach ihnen ausgerichtet. Nachdem man sich nun lange Zeit auf die biologischen Erfordernisse spezialisiert und die betagten Mitmenschen in die drei Kategorien Nicht-, Leicht- und Schwerbedürftige eingeteilt hat, müsste heute eine notwendige Ratlosigkeit ausbrechen über dem Eingeständnis und der Erkenntnis, dass wir es in Altersheimen mit lauter Originalen, mit dem Wunder unendlicher Va-

rietäten menschlicher Charaktere zu tun haben. Als ich vor mehr als 30 Jahren grosse Altersheime von innen kennenlernte, war ich ergriffen und erschüttert von der bizarren Landschaft menschlicher Verschiedenartigkeit, besonders als ich sah, dass dem Menschen sogar noch die Freiheit gegeben ist, sich hienieden eine eigene Hölle zu bauen. Mit welchem Modell wollen Sie dieser Vielfalt gerecht werden?

Aus diesem Grunde habe ich Ihnen nicht ein Modell, sondern aus der eigenen Ratlosigkeit heraus bloss ein paar Gedanken mitzuteilen, die alle darauf hinzielen, im Rahmen einer Hausgemeinschaft der Entfaltung und dem Entschlummern menschlicher Möglichkeiten einen optimalen Spielraum zu gewähren.

Ich habe deshalb eine erfahrungsgeprägte Furcht vor sogenannten Verbesserungen, die den Rahmen eines Angebots sprengen. Ich nenne ein Beispiel: Es ist mir ein Graus, wenn Heimleitungen versuchen, die Kreativität der Pensionäre zwangsweise zu steigern. Es stimmt zwar: Der Mensch ist *das* Wesen, welches begierig nach Neuland strebt, das neugierig genug ist, zu entdecken, erfinden und erschaffen. Ob die Kreativität den Menschen indessen gefördert und nicht eher gefährdet hat, wäre zu überprüfen. Kreativität ist — Gott sei's gelobt — nicht jedermanns Sache. Ich werde jene Abdankungsrede für einen Clochard nie vergessen, in welcher er gerühmt wurde: Auch wenn ihm manches misslungen sei, so müsse man ihm ein grosses bestätigen: Er habe das Pulver nicht erfunden. Der Erfinder des Pulvers war leider ein kreativer Mensch.

Es versteht sich am Rande, dass ich mit diesen Sätzen die Erhaltung eigenschöpferischer Kräfte als eines unter vielen Angeboten für Altersheiminsassen nicht dämpfen möchte, sofern die Heimleitung einer ganz anders gerichteten Lebenserfüllung ebensolchen Spielraum lässt: Nämlich dem langsamen Entschlummern, der Sabbath-Ruhe des Lebens.

Wir durchdenken die Probleme der Betagten allzuoft aus der Perspektive der eigenen, aktivistischen Lebensphase. Wir drängen heute unsere Schutzbefohlenen von einer Aktivität zur anderen und bedenken zuwenig, dass Weise des Alters das Leben finden können anstelle der Arbeit. Wir werden darauf noch zurückkommen. Vorläufig möchte ich nur davor warnen, dass Sie die Modernität Ihres Heims durch ebenso lüpfige wie unmenschliche Betriebsamkeit demonstrieren. — Denn damit hätten Sie nur den anderen Pol des früheren Elends in Altersheimen erreicht: Früher wurde der Immobilismus bis zur Perfektion gebracht durch Ausschaltung aller Reize, durch Abschirmung vor der Aussenwelt, durch Verhinderung alles dessen, was anspornen könnte. Wir kennen das Resultat: Die langsame Daseins-Verödung, die Einengung auf Restlein eines Schein-Ichs; der Zwang zum geistigen Tod.

So verschiedenartig sind die Menschen ...

So verschiedenartig sind die Menschen, dass das Lebenselixier für den einen, Gift für den anderen sein kann. Auch dafür ein Beispiel: Ich war einst

verblüfft über den Erfolg des Altersturnens. Es, das nicht nur heilend, sondern freudenspendend wirkt, ist von der Palette der Angebote nicht mehr wegzudenken. Aber nur, sofern es Angebot bleibt und nicht zum Obligatorium ausartet. Ich habe nämlich Heiminsassen kennengelernt, die eine Riesenangst litten, man werde sie über kurz oder lang zu solchen Exerzitien zwingen, und die, in Ruhe gelassen, mit abgeklärter Verachtung auf einen solchen Kinderstattgarten hinunterblickten.

Anstelle eines Modells gebe ich Ihnen heute nur zu bedenken, ob Sie in ihrem Heim den Insassen in ihrer Originalität und vielfalt einen genügend grossen Fächer von Anregungen und Möglichkeiten bieten. Ob von den Angeboten Gebrauch gemacht wird, ist nicht einmal so wichtig. Ich halte einen Bastelraum, in dem niemand bastelt, nicht für einen Schaden. Man braucht ihn zwar nicht, aber man hat ihn. Das Angebot kommt vor der Nachfrage.

So lasst uns denn, ehe wir zu den Zentralfragen vorstossen, noch einen Augenblick bei solchen Möglichkeiten und Angeboten bleiben. So, wie zum richtigen Engländer die Verschrobenheit, gehört zum Betagten die Schrulle. Schnaken und Schrullen sind wesentliche Bestandteile des Menschseins. Ich war oft erschüttert, wenn ich zusehen musste, wie unerwünscht, als der heiligen Hausordnung zuwiderlaufend, die Altersschrullen empfunden und bekämpft wurden. Da hätschelt man in der offenen Gesellschaft die Sammlerleidenschaften durch Vereinsgründungen. Kommt der Betagte in ein Heim und kann er das Sammeln oder Hamstern nicht lassen, so macht er sich die Verwaltung zum Feind. Wenn wir nur ahnten, welchen Aengsten wir unsere Gäste ausliefern, wenn wir ihnen zum Beispiel verbieten, in ihren Schränken Esswaren zu stapeln, so liessen wir sie gewähren, wenigstens solange es aus dem Schrank heraus nicht durchs ganze Haus stinkt. Beschneiden wir doch so spät wie menschenmöglich die Schrullen und Eigeligkeiten der Alten, denn sie füllen mit Lust und Zerstreuung den nicht mehr sehr ereignisreichen Tag. Und nehmen wir doch auch jene Schrulle ernst, die weit ins Pathologische reicht! Wie oft habe ich es erlebt, wie ein Verfolgungswahn jede einzelne Stunde spannend macht. Bieten wir doch in solchen Fällen dem Wahn bereitwillig Nahrung. — wie oft war ich andererseits dabei, wenn ein Wahn den Betroffenen in grausliche Abgründe warf. Keiner hörte zu, und wenige brachten Linderung.

Verschiedene Akte im Altersdrama

«Keiner hörte zu» — auch das ist ein zuwenig ernstgenommener Akt im Altersdrama. Der Betagte hat einen grossen Erfahrungsschatz, der aus zwei Gründen nicht mehr verwertbar ist: Erstens verändert sich heute die Welt in fünf Jahren mehr, als einst in einem Jahrhundert. Die Erfahrungen früherer Lebensphasen sind tragisch überholt und vermeintlich ohne Wert. Zweitens sind dem Greis die Bezugspersonen längst hinweggestorben, und er findet keine Ohren mehr. Seine Hausgenossen geben meistens schlechte Hörer ab, weil sie selber Hörer

brauchten. So regiert in vielen Häusern das Schweigen. Ich war oft Zeuge, wie sich Quartierbewohner zur freiwilligen Mitarbeit in der Altersfürsorge zur Verfügung stellten, und wie die Verantwortlichen nicht recht wussten, was sie mit ihnen anstellen sollten, nachdem die sogenannte Altersbetreuung längst eine professionelle Angelegenheit geworden war und man Freiwillige kaum anders als in Komitees oder als Autozubringer und Rollstuhlschieber einzusetzen wusste. Wie gross wäre die Zahl mobilisierbarer Helfer, und wie aussergewöhnlich der Bedarf an freiwilligen Zuhörern. Das Zuhören ist nicht nur eine wichtige, sondern für beide Teile folgenreiche Funktion; und es wäre so leicht, Betagte zum Erzählen zu bringen: bricht doch meistens schon die Frage: «Wie war es eigentlich in der Zeit Ihrer Jugend? eine wahre Lawine von Erinnerungen los. — Und wie bereichert fühlte sich ein guter Zuhörer Jugend?» eine wahre Lawine von Erinnerungen los. er auf den, der seine verloren geglaubten Schätze ausbreitet! Leider sind wir ein Volk der «Macher» und nicht der Hörer geworden.

Ein weiteres Bei-Spiel: Das Spielen. Ausser den Delphinen und Fischottern ist der Mensch das einzige Lebewesen, welches die Fähigkeit zum Spielen über die Jugend hinaus fürs ganze Leben behält. Leider schämen sich selbst jene Schweizer, die in abgeschirmten Beizen leidenschaftlich jassen, dieser fast einzigartigen Gabe, seitdem sie ihr Menschsein mit solch grimmiger Ausschlusslichkeit in der Arbeit verwicklicht sehen. Man spielt zwar gerne, aber nur in der Ferienzeit oder im Verschleikten. Wenn dem nun aber einmal so ist: warum gibt man dem Spiel in jener Lebensphase, in welcher die Gesellschaft den Menschen aus dem Arbeitsprozess ausrangiert hat, nicht mehr Raum und mehr Gewicht? Welch menschliche Züge erhielt zum Beispiel eine jener kahlen bernischen Altersanstalten, als man nicht nur ein Tea Room, sondern auch Flipperkästen, Tischfussballspiele, Musikautomaten und andere Dauerbelustigungen etablierte, und welcher hoher Tag wurde aus dem Erntedankfest, an welchem sich im asphal-

tierten Hof ein Karussell drehte! Wie hoch stieg die Phon-Zahl, als Lotto-Abende und Tanzfeste die Hausordnung über den Haufen warfen! Wie befreiend war für mich in Holland der Blick auf die Billardtische, die in keinem Heime fehlten, und die so etwas wie die Drehscheiben des Heim-Alltags waren. — Warum wird in unseren Heimen so wenig geasst? Etwa, weil das Spiel so wenig zu ihrem Stil passt, oder auch nur, weil in den Gemeinschaftsräumen keine Jassdecken aufliegen? Dabei ist das Spiel just für den Behärzten etwas ganz anderes als die Offerte, die Zeit totzuschlagen. Denn spielen ist erfüllte Gegenwart. Oft ist Gegenwart in Altersheimen die Mangelware. Man modert in einer unausgeloteten Vergangenheit einer ersehnten oder verdrängten endgültigen Zukunft entgegen. Das Spiel des Menschen ist eine Lebensessenz. Es ist gelebte und erfüllte Gegenwart und vor allem: Es schenkt dem Spieler eine verloren geglaubte Möglichkeit zurück: Die Chance, zu siegen. Leider ist für die meisten Heiminassen die Zeit der Siege vorbei. Sie fühlen sich zum Unterliegen und Erliegen verurteilt. Und darum gehört das Spiel ins Zentrum der Angebote. — Doch nicht mehr, als Angebote! Denken Sie an das, was wir über die Vielfalt menschlicher Verhaltensmöglichkeiten sagten, dann werden Sie nie halbobligatorische Spielstunden etablieren, im Stil jenes erbärmlichen «Juhee, juhee, wir freuen uns alle!» Ueberlegen Sie sich bloss, wie manches Promille Ihres Budgets Sie bisher für das eben genannte menschliche Grundbedürfnis aufgewendet haben, und wieviel Sie es sich andererseits kosten liessen, mit Wichse und Lack an allen Böden und Wänden stahlharten Glanz aufziehen zu lassen. Eine leichte Verschiebung zwischen den Konten «Reinigungsmittel» und «Unterhaltung» wäre dringend zu empfehlen.

Ein weiteres Beispiel: Viele möchten spielen. Einige wollen lesen. Oft bin ich erschrocken über der Verstaubtheit von Heimbibliotheken. Das wäre ein Kapitel für sich. Der Anschluss an eine Volksbücherei mit dem breiten Fächer wäre mancherorts zu erwägen. Am ehesten finden Betagte Gefallen an Zeit-

FICE-Studientage 1978

Tagungsort:

Graz, Oesterreich

Dauer:

12. bis 15. September 1978

Kosten:

Schillinge 2200 bis 2400 exklusive Fahrtkosten

Anmeldung mit Vermerk über Arbeitsgruppe an:
Herrn Christian Santschi, Vorsteher, Langhalde,
9030 Abtwil

Anmeldetermin:

Möglichst umgehend, da Termin bereits am 1. 2. 78
abgelaufen ist.

Thema:

«Das behinderte Kind, der behinderte Jugendliche
im Heim und deren Familien-Wege zu einer Integra-
tion in die Gesellschaft von heute.»

Arbeitsgruppen:

1. Das behinderte Kind und seine schulische Bildung (Normal- oder Sonderschule).
2. Der behinderte Jugendliche — Möglichkeiten beruflicher Ausbildung (die Lehre als Normalsituation — geschützte Werkstätten).
3. Das behinderte Kind, der behinderte Jugendliche und seine Eltern (Elternarbeit im und ausserhalb des Heimes).
4. Freizeit und Sport (Sport und Spiel als Therapie für Behinderte).
5. Arbeit mit Pflegeeltern in kleinen Wohneinheiten.
6. Struktur und Organisation der Kleinheime.
7. Einrichtungen im Vorfeld der Heimerziehung und der Nachbetreuung.

schriften, Heftchen und Tagesberichten. Es ist fast typisch, dass fast jeder dritten Glückwunschartikel an einen 95jährigen die Bemerkung beigelegt wird: «Er (oder sie) liest noch jeden Tag die Zeitung.» Ein Gemeinschaftsraum wird nicht nur attraktiver und wohnlicher, sondern gerät auch näher an die offene Welt, wenn ein reiches Zeitungs- und Schriftchen-Sortiment an den Wänden hängt.

Man soll die Türen des Heims aufmachen!

Ehe wir ins Zentrum vorstossen, ein letzter Hinweis: Die Oeffnung nach aussen. Oft scheint es, als möchte die Leitung das Haus gegen das Draussen abschirmen, als hätte nicht die Wechselbeziehung besonders für Menschen, deren Schritte und Atem kürzer geworden sind, eine fundamentale Bedeutung! Man soll als ein Angebot die Türen möglichst weit und offen machen. Selbst dann, wenn niemand mehr kulturelle Anlässe zu besuchen vermag, sollten an einem grossen schwarzen Brett alle lustigen und ernstesten Veranstaltungen in weitem Umkreis angeschlagen sein, um jedermann im Heim einzubeziehen in das Geschehen, das sich in der Gemeinde abspielt. Das Verlangen, hin und wieder anderswo zu essen, auszugehen, auszufahren, muss gefördert werden, und man sollte nach Mitteln suchen, wie man die sogenannten Draussenstehenden in das Geschehen des Heims einbezieht. Dafür gäbe es mehr Möglichkeiten, als man gemeinhin annimmt, besonders, seitdem man über Säle und Aulen verfügt, die meistens leerstehen. Weshalb sollte ein Tea Room oder gar ein Speisesaal nicht weiteren Bevölkerungskreisen dienen? Zur weiten Oeffnung besteht in vielen Heimen zwar das Potential, aber nicht die Potenz!

Doch begeben wir uns nun endlich ins Zentrum. Was ist eigentlich ein Altersheim? Lassen Sie mich eine Definition geben, die ich selber nur mit Einschränkungen anerkenne: Es ist die gesellige Hotel-Unterkunft für jene, die sich auf der längsten Reise ihres Lebens befinden. Leider hinkt dieser Vergleich schon zu Beginn. Das Hotel nämlich ist auf den Gast angewiesen. Es steht und fällt mit dem Gast. Im Heim aber ist der Gast auf das Heim angewiesen: er steht und fällt mit dessen Qualität. Das ist ein arger Unterschied. Dieses andere Gefälle. Ich habe einst in einem Zürcher Hotel erlebt, wie schlimm es für den Gast ist, wenn sich das Gefälle ändert: Es herrschte Bettenmangel. Dem Gast widerfuhr eine Gnade, wenn man ihn nicht abwies. Augenblicklich verschlechterte sich das Klima, und ich übersiedelte schnell nach Horgen. Dort war die Hotel-Welt noch in Ordnung. Dort fühlte sich der Gast in wichtiger, «gnädiger» Rolle. Seine Würde war ihm dadurch garantiert, dass das Hotel erst durch ihn existenzfähig wurde. — Fast alle neuen Heime ähneln heute äusserlich komfortablen Hotels. So weit hat man es gottseidank in einer Phase gebracht, wo Projektierung, Bau und Betrieb das A und O der Altersfürsorge waren. Schön sind sie nun also, unsere Heime, und wohnlich auch. Aber das Gefälle ist anders und ist falsch. Ich wiederhole: Der alte Mensch ist aufs Heim angewiesen. Man riecht es förmlich. Durch alle

Ritzen hindurch und in den kleinsten Details. Das sogenannte Personal ist zwar freundlich. Aber es herrscht meist eine gnädige Freundlichkeit. Schon an der Pforte. Das Lächeln ist meist eine Spur zu väterlich oder zu mütterlich. Man wird nicht bedient. Man wird betreut. Im Hotel bleibt dem Menschen seine Identität. Auch wenn er fast keine hat. Er bleibt Subjekt. Die Schwelle des Ichs darf nicht ungefragt übertreten werden. Im Heim indessen ist der Gast das Objekt meist freundlicher, fürsorgender Betreuung. Das fängt schon lange vor der Heim-Eröffnung an. Schon während der Planung, Projektierung und Koordinierung ist der Betagte das Objekt des mitmenschlichen Sozialstaates. Es ist meines Wissens das erstemal, dass Ihr löblicher Verein in mir einen alten, hinfälligen Rentner zu Worte kommen lässt. Wir pflanzen und bauten seinerzeit emsig für die Alten, aber es fiel auch mir nie ein, die künftigen Gäste in unser Planungsgespräch einzubeziehen, denn sie waren ja schliesslich die Objekte unseres Tuns. Objekte unseres Tuns sind sie auch jetzt, da sie hier wohnen. Wir sprachen vom fürsorgenden Wohlwollen. Im Blick auf unsere Gäste, unsere Pensionäre bedienen wir uns verräterisch oft des Diminutivs. Wir sprechen jovial von den alten Leutchen und nähern uns im Gespräch den Umgangsformen mit Kindern. Zum Beispiel: «Guten Morgen, Frau Huber. Haben wir gut geschlafen? Wollen wir noch das Temperatürchen messen? Wann haben wir das letztmal gestuhlt?» Diese leutseligen Verniedlichungen unserer Gäste ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als das Winkelmass des Gefälles zwischen Funktionär des Heims und Patient. Mag die Umgangsform auch noch so liebenswürdig sein: Der Stil durchschnittlicher schweizerischer Heimleitung zwingt den Gast in die Haltung der Unterlegenheit: Er ist das Objekt unseres Handels.

Nur noch Objekt der anderen zu sein, bedeutet auf menschlicher Ebene den tiefgreifendsten Verlust an Freiheit und Würde. Dieser Satz ist nicht von mir, sondern von Jean Paul Sartre, mit dem ich in dieser Erkenntnis einig gehe. Er wurde nicht müde, mit Beispielen und Beobachtungen aus dem Alltag zu beweisen, Freiheit und Würde gebe es nur, wenn man Subjekt bleiben könne, das heisst, sich selbst bleiben. Wenn man den nötigen Spielraum des Ichs verliere, indem man zum Beispiel nur noch ein Betreuer, ein Behandler, ein Untergebrachter ist, so sei man durch die anderen zur Unperson gemacht.

Ehrfurcht vor der Individualität

Darum wünsche ich den Altersheimen in naher Zukunft einen Mangel an Betagten. Es entstände so unter ersteren eine Konkurrenzsituation. Der Eintritt in das Heim wäre nicht mehr so trostlos irreversibel: Dann änderte sich das Gefälle flugs, und es brauchte kaum mehr besondere Kurse, die den richtigen Umgang mit Betagten einpauken. Oder es brauchte nur ein paar Superreiche als Insassen: Ich denke noch heute oft an jenes feudale Altersheim in Deutschland, das einige Millionäre für ihre alten Artgenossen errichtet hatten: Hei, wie behandelte man diese armseligen Geschöpfe, als seien sie eine Schar Auserle-

sener, und wie sonnten sich die Pensionäre im Lichte ihrer vermeintlichen Bedeutung. Es war ihnen hier wohl, weil keiner sein Selbstwertgefühl an der Garderobe abgeben musste. Wenn ich nun aber an die ungezählten Heimsinsassen denke, mit denen ich zu tun bekam, diese Menschen mit ihren tragischen, bizarren oder grotesken Konturen, dann weiss ich: Es müssten sich nicht erst die Heime leeren oder Bonzen einziehen, um das Gefälle zugunsten der Gäste zu ändern: Ein klein wenig sehendere Augen, Herzen, die sich nicht abstumpfen lassen, und gewecktes Interesse für die besondere Würde, für die Schönheit und die kaum greifbare Dramatik der Mitmenschen in der letzten Lebensphase — das müsste, so dünkt es mich, von seiten des Mitarbeiterstabs mehr Ehrfurcht vor der Individualität und eine bewusstere Pflege der menschlichen Grundbedürfnisse nach sich ziehen. Ich weiss: Das Recht auf Individualität und auf die Freiheit sozialer Bezüge haben Sie längstens im Grundsatz anerkannt. Aber Sie haben es vor lauter Ordnungsliebe noch lange nicht ganz verwirklicht. Bleiben wir, um auch hier ein Beispiel zu nennen, bei der genannten schweizerischen Ordnungsliebe: Zum Recht des Individuums auf eine persönliche Sphäre gehört auch der Grad der Ordnung, die den einzelnen Persönlichkeiten entspricht. Weshalb gibt es bei Ihnen so wenig Anrecht auf individuelle Unordnung? Warum geht der eiserne Besen so wütend durch alle Einzelzimmer, wenn eine staatliche Kommission naht? Und nebenbei: Warum öffnet die Leitung vor besagter Kommission die Türen zum Mikrokosmos der Bewohner, fast ohne anzuklopfen? Sind sich die Vorsteher bewusst, dass sie fast «gewerblich» Hausfriedensbruch begehen?

Hier drängt sich ein Abschnitt über die Pflegeheime auf. Es ist scheinbar ein schweizerischer Glaubenssatz: Wo der Mensch pflegebedürftig wird, hört sein Recht auf einen privaten Bereich auf. Ich bin zwar aus bestimmten anthropologischen Gründen der Meinung, es könne im Pflegeheim auf Mehrbettzimmer nicht verzichtet werden. Doch ich bin gegen den Aberglauben, nur in elektrifizierten Stahlungeheuern von Betten könne gepflegt werden, und ich habe den Verdacht, das Statusbedürfnis der Pflegenden fördere die Tendenz, die letzte Wohnstätte Betagter in gespenstische Intensivstationen zu verwandeln. Ich habe im Ausland moderne Pflegeheime besucht, die ohne kelkobelegte, seelentötende Nüchternheit auskamen, in denen sich der Patient auch in seinen letzten Tagen mit einigem von dem umgeben konnte, was ihm gewohnt und daher kostbar war; die des letzten Komforts zur Pflege entraten konnten, und in denen es sich leichter pflegen liess als bei uns, weil der Patient nicht ganz zum Objekt erniedrigt war. Ich selber legte den Grundstein zu einem Pflegeheim, in dem es heute verboten sein soll, die Photographie des verstorbenen Ehemannes auf das Nachttischchen zu stellen. In jedem Beruf besteht Gefahr der professionellen Deformation. In Heimen zu arbeiten, ist besonders verheissungsvoll, aber auch besonders gefährlich: Sie sind ein guter Nährboden für Grausamkeit, und die Heimleiter tun gut daran, Böden, Wände und Seelen mindestens so eifrig vor Grausamkeit zu bewahren wie vor Staub.

Doch kommen wir nun endlich zum so eingeeengten anthropologischen Aspekt. Ich soll Ihnen ja von der physischen Natur des alten Menschen im Heim berichten, also gewissermassen vom Magen—Darm-Trakt.

Die Mahlzeiten sollten ein Fest sein

Beginnen wir mit dem Magen. Eine grosse Zahl von den Lebensfreuden ist für den Betagten endgültig dahin. Eine darf bleiben: Die Freude am Essen. Ueber's Essen wird in Heimen oft geklagt. Oft zu Unrecht. Denn man merkt nicht, dass nicht das Fleisch zäh ist, sondern dass die Zähne schwach geworden sind. Und die Gemüse sind nicht aus dem Wasser gezogen, sondern der Geschmackssinn hat abgenommen. Sehr viele Wochenmenüs wurden mir vorgelegt, und fast immer musste ich sagen: Jaja, das ist recht so. — Doch: Mehr als eben gerade recht waren die Menüs selten. Die Mahlzeiten müssten nicht recht, sondern jede einzelne könnte ein Fest sein! Es bedurfte eines Erlebnisses in einem russischen Altersheim in Frankreich, ehe mir ein Licht aufging. Dort servierte man zwei Vorspeisen und mindestens ein Dessert, und als ich den Vorsteher fragte, ob heute ein Fest sei, antwortete er mir verblüfft: «Mais monsieur, le dîner, c'est toujours une fête!» Er fügte hinzu: Wenn jemandem die Crevetten und die bananes flambées nicht zusagten, so brauche er nicht zuzugreifen. Und dann fuhr er fort: Sofern das Essen nicht bloss recht, sondern jedesmal festlich sei, erfahre die Lebensfreude und das Selbstwertgefühl eine ungeahnte Steigerung. Welche Lektion in einem Heim, das um die Betriebsfinanzierung rang! Wenn ich bedenke, welchen Prozentsatz der Personalaufwand in der Jahresrechnung ausmacht, und wie klein daneben die Ausgaben für die Ernährung sind, so fühle ich mich zur Behauptung berechtigt, jede einschneidende Verbesserung des Speisezettels koste so gut wie nichts. In der Schweiz fiel mir oft das bleierne Schweigen in den Speisesälen unserer Heime auf. Lag das nur an der Qualität des Menü-Zettels? Wohl kaum. Ich fühlte mich oft erinnert an den Beginn einer Hochzeitsgesellschaft, wo man sich in peinlichem Schweigen gegenüberstand, bis dann Weisswein oder Champagner auffuhr — und nach 10 Minuten verstand man im fröhlichen Chaos das eigene Wort nicht mehr. Wiewohl ich den Alkohol eine harte Droge nenne, glaube ich nicht, dass seine lösende Wirkung, sofern er in bescheidenen Mengen verabreicht wird, dem Betagten vorenthalten werden muss, oder dass man einen sogenannten Alkoholiker, der über mehr als fünfundsiebzig Jahresrunden gekommen ist, noch heilen soll. Weshalb also fügt man den Menüs nicht das Angebot eines Tröpfchens Wein hinzu, um erloschene Gespräche zu entfachen? Zu den Freuden dieses Lebens gehören halt auch ein paar nicht ganz gesunde.

Und wenn wir schon am Ungesunden sind, ein Wort über die Diätbeschränkungen im Altersheim. Auch wenn ich nicht bestreite, dass die Diät unter Umständen zur Lebenserhaltung unerlässlich ist, so gebe ich Ihnen zu bedenken, dass sie fast nie die Lebens-

freude erhöht. Ich wurde Zeuge, wie Altersdiabetiker am Zuckerentzug starben, und ich vermute, auch Leberschondiäten können zum Tode führen, wenn ihnen die Lebensfreude bzw. die Vitalkraft entscheidend getroffen wird. In einem Pflegeheim rückte der moderne Heimarzt dem Uebergewicht der Patienten so entschieden zuleibe, dass ihm entging, wie krass die Sterbensquote daraufhin anstieg. Ich bin seither der Meinung, es gebe nichts psychosomatischeres als das Essen, und Beschneidungen der Essensfreuden seien unter Umständen gefährlicher als der Verzicht auf eine fast notwendige Diät. Ich kann Ihnen deshalb nur raten, Schonkost im Einverständnis mit dem Arzt nur schonend anzuwenden.

Und nun zum Darm. Unter den Erbauern von Alterswohnheimen für leicht Pflegebedürftige hat es sich glücklicherweise herumgesprochen, dass der WC im oder am Zimmer nicht Luxus, sondern Elementarbedarf ist. Noch nicht herumgesprochen hat es sich leider, wie wenig zusätzliche Kosten eine Sitz-Dusche verursacht, wenn sie mit einem Toilettenraum kombiniert wird. Wissen Sie, weshalb ich eine Bade- oder Duschgelegenheit im Privatbereich des Insassen für so wichtig halte? — Damit er sich der Kontrolle entziehen kann, wie selten er sich gründlich wäscht. Es stimmt mich traurig, wie häufig der Heimleitung das Waschen der Patienten noch fast wichtiger ist als die Hygiene ungemütlich spiegelnder Böden. Muss man sich im Alter baden lassen, so wird man im Zentrum der eigenen Persönlichkeit getroffen, und man ist mit grausamer Sichtbarkeit Objekt der Pflegenden.

Heikles Problem: die Sexualität

Mit allzu knappen Bemerkungen schneiden wir nun ein heikles Problem des Altseins an: Die Sexualität. Früher waren die Pensionäre für die Heimleitung asexuelle Wesen, die trotzdem nach Geschlechtern getrennt werden mussten, weil man andernfalls mit Säuniggereien zu rechnen habe. Die Sexualität im Alter ist für viele Verantwortliche ein unerforschtes Gebiet, in das sie sich dringend hineinarbeiten müssten: Es gibt Orientierungshilfen; es gibt Literatur über dieses Neuland. Die Geschlechtlichkeit in höheren Jahren ist in variantenreichen, oft rätselhaften, oft wundersamen Metamorphosen begriffen; der Hormonhaushalt mag sich verändert haben, aber erloschen ist die Sexualität nicht. Wir müssen uns fragen lassen: Warum war und ist sie uns so tabu? Warum wissen wir nicht mehr von ihr, und wichtiger noch: Warum lassen wir sie in unseren Heimen nicht das erregende, dramatische und erfüllende Angebot sein, das sie eigentlich wäre? Im schon erwähnten russischen Altersheim erlebte ich auch in dieser Sache lauter Ueberraschungen: Hier pflegten sich Paare zu bilden. Heiraten wurden gefeiert, nachdem sich zum Beispiel eine Frau nach dem Tode ihres Ehemanns einen neuen Partner im Heim gewählt hatte. Ich erlebte es hernach in einem bernischen Grossheim, welche Folgen es hatte, als man die Schranken zwischen Männer- und Frauenabteilung aufhob. Wundersame, und vor allem zarte Beziehungen spinnen sich an; verwahrloste Männer begannen sich

Werbung für Altersheime



Komm zu uns – Du bist willkommen!

Hast Du noch keine Stelle, junges Mädchen? Komm zu uns und sei willkommen: Bei uns im Altersheim gibt's keinen Stellenmangel, keine Wartezeiten, keine Arbeitslosigkeit!

Nach Abschluss der Schulzeit ist der Dienst in einem Altersheim für junge Mädchen eine gute Vorbereitung auf viele Berufe. Zudem ist die Aufgabe interessant, menschlich auch für Dich wertvoll. Sie kann Dein Leben bereichern. Vielleicht erkennst Du in dieser Aufgabe sogar Deinen künftigen Beruf.

Komm zu uns und sei willkommen: Die Arbeit im Altersheim ist wertvoll, weil die Betagten auf Deine Hilfe angewiesen sind. Sie freuen sich über Deine Fröhlichkeit und Deine Geschicklichkeit. Und sie sind dankbar für jedes gute Wort, das Du ihnen gibst. Menschen, denen Du hilfst, haben Dich gern. Indem Du hilfst, helfen sie auch Dir. Du kannst Erfahrungen sammeln.

Der von der Altersheimkommission VSA herausgegebene illustrierte Werbeprospekt für Altersheime, dessen Entstehung auf eine Anregung aus der Ostschweiz zurückgeht, scheint überall guten Anklang zu finden. Fast täglich und aus allen Gegenden der Schweiz treffen beim Sekretariat Bestellungen ein. Der Prospekt richtet sich vor allem an schulentlassene junge Mädchen, welche ihre Berufswahl noch nicht getroffen oder keine passende Lehrstelle gefunden haben. Er zeigt in Wort und Bild das Leben im Altersheim und soll dazu dienen, die jungen Mädchen für die Mitarbeit im Heim zu gewinnen. Von der Heimleitung kann er an Tagen der offenen Tür aufgelegt oder bei Heimbesuchen von Berufsklassen abgegeben werden. Natürlich lässt er sich auch einzeln für gezielte Heim-Werbung verwenden.

Der Werbeprospekt (siehe Bild) wird zum Selbstkostenpreis an interessierte Heimleitungen abgegeben. Bestellungen nimmt das Sekretariat VSA (Telefon 01 34 49 48) gern entgegen. Spezialvergünstigung für Altersheime, die als Institution dem VSA angehören!



Bestellung

Ich bestelle _____ Exemplare des Werbeprospekts
«Komm zu uns — Du bist willkommen!»

Ist das Heim Mitglied des VSA? Ja ☐ Nein ☐

Name _____

Adresse _____

zu pflegen; Männer und Frauen belebten und ergänzten einander, es ereigneten sich liebwerte Histörchen, und von den neuen, stillen Trauerspielen merkten wir nichts, aber wir sahen deren zwar traurige, aber belebende Resultate. Für die erste Hochzeit in einem Altersheim, die mir zu Ohren kommt, werde ich eine Flasche Bordeaux stiften.

Das Alter ist die natürliche Begegnungsstätte — weniger mit dem Tod als vielmehr mit dem Sterben. Für einen Teil Ihrer Gäste ist das Sterben ein gutes, hoffnungsvolles und mit Gelassenheit durchdachtes Gegenwartsthema. Für viele ist das Leben in Ihrem Heim ein schöner Weg ins Vergehen und Auferstehen. Ihnen darf dieser Weg nicht mit zu hohen Hindernissen versehen sein. Wer zu Ihnen kommt, der hat ein Recht auf Leben, darum können in Ihren Häusern die therapeutischen Bemühungen nicht aufhören. Wer zu Ihnen kommt, hat aber ebenso das Recht auf die ihm gesetzte Stunde des Sterbens. Darum müssen Sie auf diese Stunde hin die therapeutischen Bemühungen auch ausklingen lassen. Ihr Heim sollte so ausgerüstet sein, dass man in ihm sterben kann, ohne hospitalisiert zu werden, aber diese Ausrüstung dürfte Sie nicht zu gewaltsamer Lebensverlängerung verlocken. Viel Behutsamkeit und Einfühlungsvermögen gehört dazu, die jedem Gast gemässe Linie einzuhalten. Sie sind für Ihre Patienten verantwortungsvolle Begleiter auf dem Weg, der zum Sterben führt. Ob Sie gute Ermutiger oder Tröster sein können, liegt nicht ganz in Ihrer Hand. Eigenartigerweise ist es unterwegs nicht so sehr Ihre Aufgabe, sterben zu helfen, sondern bis zum letzten Augenblick zu leben und leben zu helfen. Ein Kumpan im Spital hat mir richtigerweise gesagt: «Sterben, das ist nicht mein Bier.» Das Sterben erleben wir ja gar nicht selbst. Darum ist Aufhellung des Lebens echte Sterbehilfe. Und auch die Bemühungen der Glaubensgemeinschaften, der Prediger, Pfarrer und Seelsorger möchten in dieser Richtung gehen. Ihnen allen werden Sie den Weg zu den Patienten ebnen.

Doch bedenken wir: Im Altersheim gibt es viel nicht ausgesprochene Todesangst. Ein Indiz dafür ist es, wenn ein Todesfall im Nebenzimmer sofort verdrängt und vergessen wird. Und tragisch ist es, dass es im Angesicht des Todes so viele unbewältigte Lebenskonflikte gibt. Tag für Tag diesen Problemen ausgesetzt zu sein, kann für Sie eine echte Ueberforderung werden, und deshalb brauchen Sie selber einen Rückenschutz, sei es in der Kirche, sei es bei überlegenen Mitmenschen, die lecke oder sich leerende Tanks dichten und auffüllen können. Auch für Sie sind die Wechselbeziehungen zum «Draussen» von vitaler Bedeutung.

Noch ein paar Worte zum Funktionsverlust

Hier könnte ich die Ausführungen schliessen, wäre ich nicht von der Tagungsleitung gebeten worden, noch einige Worte über den Funktionsverlust der Be-tagten beizufügen. Ich weiss zwar, wie gefährlich es für manchen Beamten ist, in Penion zu gehen, und

wie niederschmetternd für allzumanchen, ohne verantwortliche Arbeit und also ohne Funktion weiterleben zu müssen. Aber ist die Beendigung der Funktionen innerhalb der Gesellschaft ein echter — oder ist er vielleicht bloss ein anerzogener, vermeintlicher Verlust? Wäre ohne die Erziehung zur Funktion der Sinn des Alters nicht die Erlösung von der Funktion, die Beendigung des Zwangs zur Kreativität, die schöne Phase der Sabbat-Ruhe? Mir gefällt es gar nicht, wenn Anthropologen, Psychologen, Soziologen und Betroffene im Funktionsverlust die tödliche Gefahr für den Alternden sehen. Wir können einmal umkehren und behaupten, eine Gesellschaft, in der die Funktion, die Kreation und die Produktion zur Zwangsneurose geworden sei, befinde sich von Jugend auf in tödlicher Gefahr. Die Völker des Südens und des Ostens haben uns einiges voraus. Schon in Arles, wie denn erst in Calabrien, lebt man nicht, um zu arbeiten, sondern arbeitet, weil man leben möchte. Ich lobe mir jenen Coiffeur in Arles, der die Türe seines Salons am Morgen schloss und ein Plakat anschlug, auf dem zu lesen stand: «Aujourd'hui fermé, j'ai mal dormi.» Wenn man heute soviel von den frühzeitigen Vorbereitungen auf das Alter spricht, so sollte man nicht in erster Linie lehren, auf welche Weise man bis zur Besinnungslosigkeit tätig bleiben könnte. Sondern man müsste frühzeitig leben lernen. Man müsste die süsse Kunst der Musse, des Spiels, des Entspannens und des Aufatmens erlernen. Und diese Kunst *wollen* wir nicht beherrschen. Ich bin heute pensioniert. Wie manchmal des Tags muss ich mich von Bekannten fragen lassen: «Was tun Sie jetzt, woran arbeiten Sie?» — Wenn ich antworte: «Nichts, ich lebe», so lächeln sie verschmitzt und glauben, ich schreibe sicher von neuem ein blödes Buch. Jenseits der Alpen, in jenem Dorf, das mir fast Heimat wurde, fragt mich kein Mensch so etwas. Denn sie wissen alle: Wenn einer ein Pensionseinkommen hat, von dem er leben kann, so wäre er wohl dumm, noch etwas zu tun. Deshalb bewundere ich meinen Nachbarn, den Cica Amado, der ohne falsche Skrupel des morgens seinen Wanderstab nimmt, drei Minuten lang bergan geht und sich unter einer Kastanie hinlegt, bis die Stunde des Weins mit seinen Freunden gekommen ist. Er ist nicht in einem Heim. Aber er geniesst mit seinen 64 Jahren die Funktionslosigkeit und ist der Meinung, endlich habe das Leben begonnen.

In unseren Heimen müssten wir unsere eigene Haltung zum Funktionalismus des Menschen überprüfen. Vielleicht würde es für uns dann schöner, alte Menschen zu begleiten in die Abenddämmerung eines neuen Morgenrots.

P.S.: In Weinfeldern vergass ich etwas: Ich hatte scharfe Kritik geübt. Wohl nur einige bemerkten, dass es die Selbstkritik eines ehemals Verantwortlichen war. Darum hätte ich gut getan, die Zuhörer, die alle aus der schweren Arbeit im Heim hierherkamen, etwas mehr zu ermutigen und ihnen für ihre hingebungsvolle Arbeit zu danken.

Adresse des Verfassers:
Klaus Schädelin, Münzrain 1, 3003 Bern